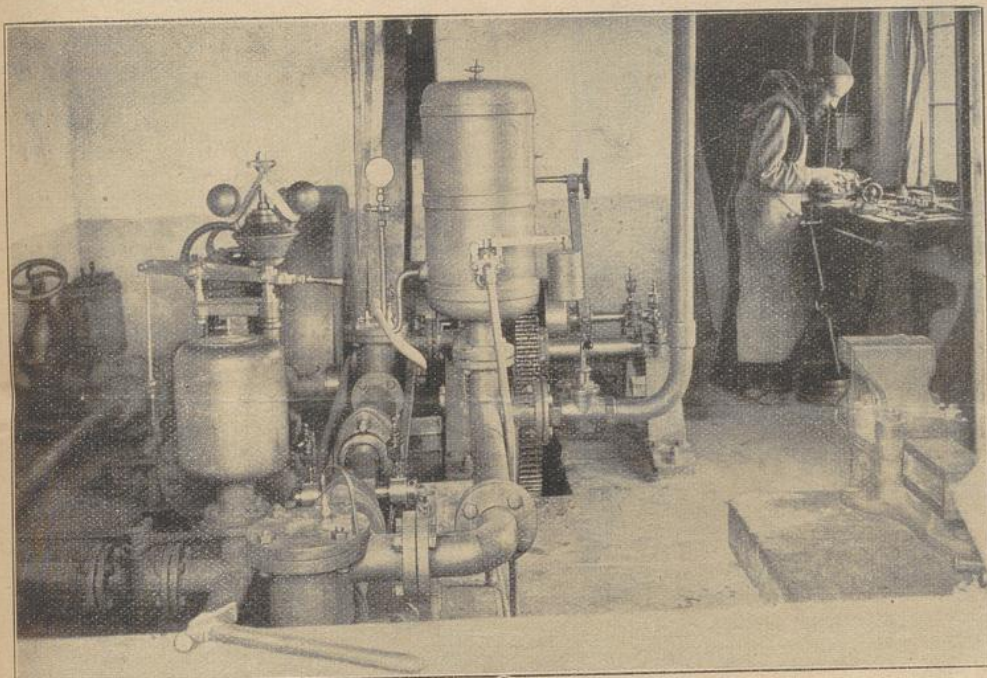


St. Wendel.

hl. Geiſte in Deutſch-Oſtafrika tätig ſind, wer-
auch in Zukunft in Neuköln und St. Peter bleiben.
Auf dieſe Weiſe iſt alſo für alles in beſter Weiſe
geſorgt: Unſere oſtafrikanischen Stationen bleiben, ſo-
wie die Miſſion und die Schulen, wie das, was
Landwirtſchaft anbelangt, erhalten und gehen nur
die erprobten Hände der Väter vom hl. Geiſte über.
Das Mutterhaus Mariannhill aber werden da-
neue Miſſionskräfte diſponibel, und, wenn uns
auch weiterhin ſeinen Segen gibt, und die alten
Väter uns treu bleiben, wollen wir da, wo unſer
Mutterhaus liegt und wo die erſten Anfänge unſerer
Miſſionstätigkeit zu finden ſind, d. h. in Natal und
den angrenzenden Ländern, noch manch ſchönen
An zur Ausfüh- rung bringen. Das walte Gott!

Es macht Anfangs einen ganz eigentümlichen Eindruck,
wenn man dieſe alten Männer und Weiber beieinander
ſitzen ſieht und zuhört, wie ſie die erſte Frage des Ka-
techismus lernen: „Wozu biſt du auf Erden?“ Fünf-
zig und ſechzig Jahre ſchon wandern ſie auf dieſer arm-
ſeligen Welt umher, noch ein paar Jährchen, und ihre
ganze Lebensfriſt iſt abgelaufen für immer, ſie aber
wiſſen noch immer nicht, wozu ſie überhaupt auf Er-
den ſind. Heute ſagt es ihnen der Miſſionär, und mit
Stimmen hören dieſe großen Kinder zum erſtenmal
von Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der
Erde, von Himmel und Hölle, von Gericht und Ewig-
keit.

Dabei bedarf es oft vieler Geduld, denn alte Leute
faſſen ſchwer und haben das mühsam Gelernte ſchnell
wieder vergeſſen. Einige von ihnen wagen auch Fragen



Eigentum Photogr. Meſſier Mariannhill.

Die Waſſerpumpe in Mariannhill,

welche das Trinkwaſſer in das 30 Meter höher gelegene Reſervoir hinauf befördert. Die Maſchine arbeitet Tag und
Nacht ohne ſpezielle Wartung.

St. Wendel.

Von Schw. M. Armella.

Mariannhill. — St. Wendelin, eine gute Wegſtunde
von Mariannhill entfernt, und auf ſtolzer Höhe eine
ſchöne Ausſicht über die ganze benachbarte Küſten-
gegend und den Indischen Ozean gewährend, iſt die
beſte Miſſionsſtation unſeres Kloſters. Seit vielen
Jahren beſitzt ſie ein eigenes Kirchlein, und dazu kam
neuerer Zeit ein beſcheidenes Schwesternhäuſchen,
eine Tagesſchule und eine kleine Wohnung für den
Miſſionär. Die Miſſionstätigkeit daſelbſt nimmt unter
äußerlich augenſcheinlichen Segen Gottes immer weitere
Dimensionen an, ſodaß in jüngſter Zeit
die Errichtung einer zweiten Tagesſchule, St. Bernard
genannt, dringendes Bedürfnis wurde.
Hier in St. Wendelin bekommt ein großer Teil un-
ſerer Katechumenen den erſten chriſtlichen Unterricht.

zu ſtellen oder allerlei Einwürfe zu machen. Auch fehlt
es nicht an komiſchen Zwischenfällen. So war ich ſelber
einmal Zeuge, wie ein altes, wohl ſchon achtzigjähriges
Weiblein ganz ungehalten wurde, als der Prieſter
bei der hl. Taufe an ſie die Frage ſtellte: „Widerſagſt
Du dem Teufel?“ — „Wozu denn dieſe ewige Fra-
gerei?“ entgegnete ſie, „Wie oft ſchon habe ich Dir
geſagt, daß ich vom Teufel nichts mehr wiſſen will!“ —

Neben dieſen Anfängern gibt es auch Fortgeſchrit-
tene. Sie ſind bereits getauft und erhalten nun den
Kommunion-Unterricht. Der Eifer, den ſie dabei be-
kunden, iſt groß und ſtaunenerregend. Schon in aller
frühe kommen die jungen und alten Männer, ſowie äl-
tere Mädchen und Frauen daher, ſetzen ſich vor der
Kirchentüre nieder und fangen an, zuſammen den Ka-
techismus zu lernen. Einige unter ihnen ſind näm-
lich des Leſens kundig, dieſe leſen Frage und Antwort

so lange vor, bis alle, auch die Schwächsten, durch fortwährendes Nachsprechen, es auswendig gelernt haben.

Bei der Ankunft des Missionärs geht alles in die Kirche, um zunächst der hl. Messe beizuwohnen. Daran schließt sich der eigentliche Unterricht, wobei alle nur Aug und Ohr sind.

Der erste Freitag jeden Monats ist ein wahrer Festtag für St. Wendel. Da wird das Kirchlein von uns Schwestern mit frischem Grün und allerlei buntem Zierrat geschmückt und ausgestattet, denn der Kaiser hat eine große Vorliebe für bunte Farben und äußeren Schmuck. Gegen 9 Uhr vormittags findet ein feierliches Hochamt statt, wobei jedesmal viele Neuchristen mit großer Andacht und Sammlung dem Tische des



Mütterchens Liebling.

Herrn sich nahen; zuletzt ist hl. Segen. Eine weitere Abwechslung ins hiesige Missionsleben bringen die zeitweiligen Trauungen, Kindtaufen und Beerdigungen, die ebenfalls hier abgehalten werden.

In manchen Stunden ist's allerdings auch recht still und einsam in dem schönen St. Wendel. Dies sind natürlich die Lieblingsstunden für uns Schwestern. Unser Plätzchen ist dann beim lieben Heiland im Tabernakel, wo wir in früher Morgenstunde, friedlich und ungestört unsere Betrachtung halten. Desgleichen am Abend, wenn schon alles still und ruhig geworden und nur noch die Lampe vor dem Tabernakel brennt, und die Sternlein mit ihrem milden Glanze auf uns niedersehen.

Etwa hundert Schritte von unserem Kirchlein entfernt steht ein bescheidenes Blechhaus; das ist die Tagesschule von St. Wendel. Hier erhalten etwa 50—60 schwarze Krausköpfe Unterricht durch unsere Schwester Lehrerin. Gegen 8 Uhr morgens läutet es mit der „großen“ Glode; eine halbe Stunde später erneuert sich der über alle Berge und Täler dringende Ruf zur Schule. Nun lassen sich aber die Kleinen nicht zum drittenmale rufen. Eins nach dem andern schlüpft aus

dem niedrigen Kraaleingang heraus und eilt der Schule zu. Jedes hat ein Blechkännchen in der Hand. Sie sind als köstliches Mittagsmahl einige Süßkartoffeln nebst etwas Kürbis- und Maisbrot zu finden.

Hat sich einmal ein Häufchen vor dem Schulkloster versammelt, so beginnen sie sofort ein munteres Ballspielen oder sonst etwas, wozu sie eben Lust haben. Gegen 9 Uhr erscheint die Schwester Lehrerin mit dem kleinen Glöcklein unter der Schultüte und beim ersten Zeichen stellen sich alle sofort in eine Reihe und marschieren sodann paarweis in die Schule ein. Hier beginnt unter Gebet zuerst der Religionsunterricht, daran reihen sich längere oder kürzere Übungen im Lesen, Schreiben und Rechnen. Um 12 Uhr ist Schluß; zuvor jedoch wird gemeinsam „Engel des Herrn“, sowie das Tischgebet vorgetragen. Dann geht es über die Blechkännchen her. Von dem Brei, den Kürbissen und Süßkartoffeln kann man nicht mehr zu sehen. Ein Trunk Regenwasser aus dem Blechfass macht die königliche Mahlzeit voll. Dann bekommen die Kinder noch ein paar Drangen oder Bananen. So wird dieser Schatz nach üblicher Rassengetreulichkeit unter alle verteilt. Da gibts keinen Rest und keine engherzige Anekdote.

Nach dem Essen gehen die Kinder aus freien Stücken in die Kirche, den lieben Heiland im Tabernakel begrüßen. Viele beten dann noch den hl. Rosenkranz. Die übrige Zeit, etwa ein halbes Stündchen, ist der Erholung und fröhlichem Spiele gewidmet.

Am Nachmittag ist zuerst englische Konversationstunde. Daran reiht sich etwas Handarbeit. Man bekommt in der Regel etwas zum Nähen, einige bekommen auch zu uns herüber und verrichten da kleine Arbeiten; wieder andere arbeiten im Garten. Den Tagesschluß bildet ein nochmaliger kurzer Religionsunterricht mit einigen praktischen Winken über das Verhalten im elterlichen Haus. Gegen 4 Uhr Feierabend.

Am Samstag fällt die Schule aus. Da gehen die Kinder ihren Eltern zur Hand, oder waschen ihre Kleider, um am nächsten Sonntag recht rein und sauber beim Trappistengottesdienst zu erscheinen. Den Sonntag und Festtagen ist der Gottesdienst noch in Mariannhill. Auch wir Schwestern, gegen vier an der Zahl, verlassen jeden Samstag nachmittag unser St. Wendel und pilgern zusammen nach dem großen Mutterhaus hinüber. Montag früh gehen wir dann wieder zurück.

Zuguterletzt noch ein paar Worte über unser „Kindergarten“. Dieser hat sich sozusagen von selbst, ohne jegliche Absicht gebildet. In einem kleinen Kraal wohnt nämlich eine Witwe, die schon in den achtziger Jahren eine unserer ersten Schülerin war. Sie hat nun zwei nette Kinderchen, einen 4 jährigen Knaben, Bruno mit Namen, und ein Mädchen, das um ein Jahr jünger ist und Philomena heißt. Diese beiden Kleinen nun kamen fleißig zu uns Schwestern auf Besuch und hatten sich da rasch eingebürgert. Die Mutter, welche möglichst ungehindert ihre täglichen Arbeit nachkommen wollte, war selbstverständlich vollkommen damit einverstanden.

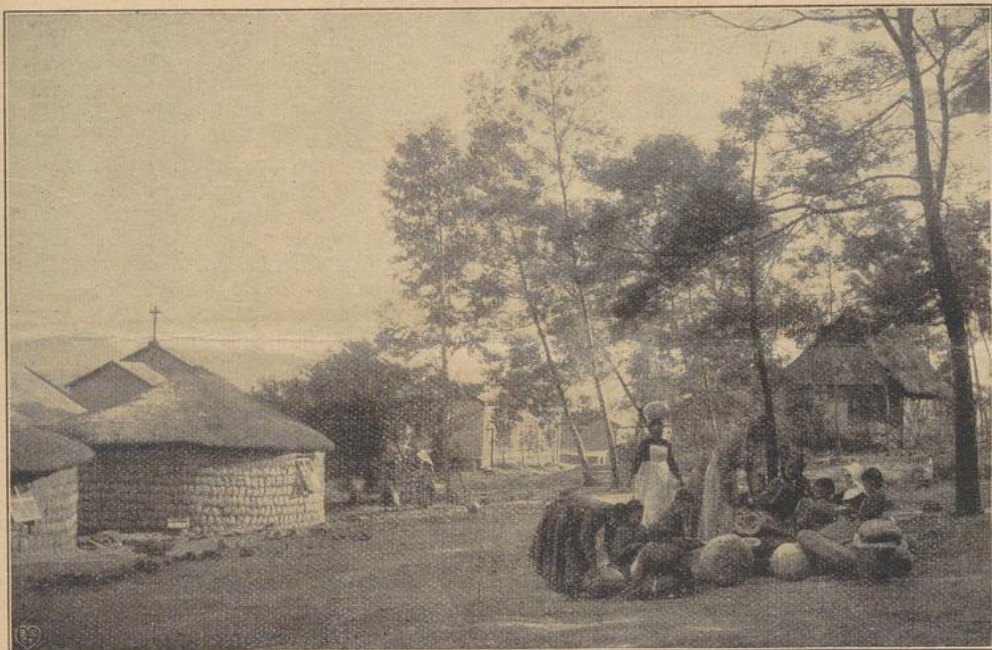
So kommen also die beiden Helden regelmäßig jeden Morgen zu uns herübergepilgert. Beim Eintritt begrüßen sie als gute Christen mit einem langsam und feierlich gesprochenen „Madunijawe u Jesu Christo, gelobte Jesus Christus“, wobei sie gar ehrerbietig die Hände

Köpfchen verbeugen. Dann geht es an's Erzählen; zuerst wird berichtet, was sie heute zum Frühstück gehabt hatten; meistens sind es amabonjise und amatanga (Bohnen und Süßkartoffeln); sodann wird Rechenschaft darüber abgelegt, ob sie auch ihr Morgengebet schön verrichtet haben. Zuweilen klagt eines das andere an, daß es irgend etwas angestellt habe. Endlich gehen sie zusammen in die neben dem Refektorium befindliche Veranda und setzen sich hier nieder.

Nach kurzer Pause klopft es leise an der Türe. Beim Öffnen steht die kleine Philippine da, und klagt, daß sie lambile (hungrig) sei. Ein Stückchen Brod oder etwas übrig gebliebene Suppe wird stets mit Dank angenommen und mit dem Brüderchen, das ebenfalls lambile ist, geteilt. Zuletzt bringen sie das leere Schüsselchen mit dem Segensruf: „Vergelt's Gott, Schwester Oberin!“ Bei solchem Anlaß sind sie übrigens schon oft getadelt worden, weil sie vor lauter Freude über die

es werden Häuser gebaut, meistens kleine, kreisrunde Kaffernhütten mit einem einzigen Schlupfloch; man bestiebt das Feld, Philippine macht das gebulbige Rößlein und bekommt einen Strick um den Hals befestigt. Der Stein, den sie am Boden nachschleppt, repräsentiert den Pflug. Bruno aber ist der verständige Ackermann. Das Lieblingsgespräch bilden amahashi und intomo, Pferde und Ochsen. Welch eine Freude jedesmal, wenn sie so ein afrikanisches, mit 16 oder 18 Ochsen bespanntes Fuhrwerk daherkommen sehen. Schon von ferne wird es mit einem wahren Jubel begrüßt, jedes Tier wird beim Nehen eigens angestaunt und noch lange nachher zählen sie die Namen der Ochsen auf, die sie vom lärmenden Fuhrmann, der seine Tiere durch beständigen Zuruf zum Ziehen antreibt, gehört haben.

Großes Vergnügen macht es ihnen auch, wenn sie mit mir in den Garten dürfen. Lustig hüpfen sie vor



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Missionsstation Ratschig am Fuße der Drakensberge.

Suppe das Tischgebet vergessen hatten. Nun, in letzter Zeit ist hierin eine merklliche Besserung eingetreten. Namentlich spielt dabei Bruno den eifrigen Zuchtmeister und ermahnt die jüngere Schwester, daß man jedesmal zuerst ein Baba wetu (Vater unser) beten müsse, bevor man eine solche gute Suppe esse. Unterm Esen wird noch oft die Güte der Speise gerühmt; „kummandi tafulu, kummandi impela“ (sehr gut, ja recht gut) ruft bald das eine, bald das andere. Das Schönste dabei aber ist, daß man nie etwas zu teilen braucht; das tun die Kinder selbst in wahrhaft brüderlicher Liebe. Da gibts keinen Reid und keinen Streit. Bekommt einmal eines eine Kleinigkeit in Abwesenheit des andern, so wird es getreulich aufgehoben, bis auch das andere kommt und dann gemeinsam verzehrt.

Haben sie sich gehörig gestärkt, dann geht's hinaus auf die Straße oder den freien Platz zwischen Kirche und Schulhaus. Da wird nun gemeinsam gespielt:

mir her, verstecken sich zuweilen im hohen Gras, springen dann, sobald ich vorübergegangen, ohne auch nur eines von ihnen gesehen zu haben, wieder auf und beginnen ihre harmlosen Redereien von neuem. Auch in die Kirche begleiten mich die zwei Kleinen gerne. Aber da heißt es brav sein! Da muß man schön die Hände falten und mit den neugierigen Fragen warten, bis man wieder herauskommt. Ein besonderes Kunststück ist dabei jedesmal die schwierige Kniebeuge. Der sonst so kluge Bruno ist die ersten Wochen dabei jedesmal umgefallen. Dafür kann er's jetzt um so besser; bei ihm muß jetzt das recht Knie hart am Boden aufschlagen, so daß man's in der ganzen Kirche hört, die törichte Philippine aber macht noch oft die Reuerenz mit dem linken Knie. Jüngst fragte ich den munteren Knaben, was er denn in der Kirche gebetet habe. Die kindliche Antwort war: „Ich habe gesagt: ngihafutanda wena, Jesu, ich liebe dich, o Jesus!“

Ich könnte noch so manch schönen Zug anführen, womit mich die beiden Kinder oft recht erfreuen. Oft bete ich dabei im Stillen, daß sie doch immer so brav und unschuldig bleiben und den göttlichen Kinderfreund nie betrüben möchten.

Damit will ich für heute Abschied nehmen von meinen geehrten Lesern. Mögen alle dem kleinen St. Wendel ein gutes Andenken bewahren und auch unser zuweilen mit einem Gebetsalmosen gedenken.

Buntes Allerlei.

Von Dr. Dionys.

Maria-Ratschik. — Während der ersten Jahre meines Hierseins kam mir Südafrika in landschaftlicher Beziehung etwas eintönig vor. Ich vermiste die vielen Dörfer und Flecken der dichtbevölkerten Heimat mit den malerischen Häuserreihen, den schönen Kirchen und himmelanstrebenden Türmen; desgleichen die schönen Fichten- und Buchenwälder, die fatten wohlgepflegten Wiesengründe mit den wogenden Saatzfeldern dazwischen, und sah statt dessen nur endlose Grasflächen, niedriges Buschwerk, mannshohes Sumpfgas und nur da und dort, halbversteckt in der rauhen, bergigen Gegend, einen Kaffernkraal.

Wohl ist seitdem manches anders geworden. Es wurden eine Menge neuer Felder und Gärten angelegt, auch Waldanlagen von ganz respektabler Ausdehnung, statt der runden, bienenforbähnlichen Kaffernhütten sieht man eine Menge hübscher Christenwohnungen mit freundlichen, spiegelhellen Fenstern und einem kleinen Gärtchen in der Nähe, kurz, alles hat einen neuen spezifisch christlichen Charakter angenommen, wenigstens in der Nähe von Mariannhill und unseren Missionsstationen, allein auch mein Geschmac ist seitdem ein anderer geworden. Die wilden Schluchten und Täler mit ihren Wasserfällen, rauschenden Klüffen und Bächen, die hohen, tafelförmigen Hügel mit ihren flachen Kuppen und sonderbaren Mauerkrönen, die endlosen, vielfach mit Drahtseilen eingezäunten Grasflächen mit den Sommer und Winter im Freien weidenden Pferden und Kühen, den Schaf- und Ziegenherden haben jetzt einen ganz eigentümlichen Reiz für mich gewonnen und sprechen mich von Tag zu Tag traurer und anheimelnder an.

Unsere Missionsstation Maria-Ratschik hat außer dem hohen, mit prächtigem Urwald bestandenen Platinfalu und seinem großartigen Wasserfall eine ganz spezifische landschaftliche Schönheit aufzuweisen in einer Reihe geräumiger Grottenhöhlen. Sie liegen in einem trauten Wäldchen an einem Bergabhange und wären zu einer Einsiedelei wie geschaffen. In nächster Nähe ist klares, frisches Quellwasser, eine Reihe dichtbelaubter Bäume gewähren, selbst bei der größten Sonnenhitze, einen kühlen Schatten, und Begonien, Lobelias und verschiedene Farnkräuter umsäumen den Rand der Höhlen als farbenprächtige Garnitur.

Doch, ich weiß, das Interesse unserer geehrten Leser ist mehr auf das hiesige Volk gerichtet, als auf die Schilderung unseres Landes, darum auch hierüber ein frisches, buntes Allerlei! Beginnen wir zunächst bei den noch heidnischen Kaffern:

Ein merkwürdiger Zug, den wir da treffen, ist der, daß sie in Zeiten der Not uns Christen um das Gebet ersuchen. Kommt z. B. die Zeit der Aussaat — und diese Zeit ist hier in Natal sehr knapp bemessen; denn pflanzt man eine Woche zu früh, so kommt

ein schädlicher Wurm in die Maiskolben und ruiniert die ganze Frucht, pflanzt man zu spät, unter Umständen bloß um einige Tage, so wird der Mais nicht mehr reif; es kommt der Frost, die Körner schrumpfen ein und liefern nur ein spärliches und minderwertiges Mehl. — Also die Saatzeit ist da, aber der Boden ist steinhart, seit Monaten ist kein Regen mehr gefallen, und das Pflügen ist rein unmöglich. Wie oft hören wir in solchen Zeiten von Heiden und auch von schwarzen Protestanten den Ruf: „Betet doch für uns!“

Weiß denn der Heide überhaupt etwas vom Gebet? Gewiß; ich möchte sagen, der Drang zum Beten ist dem Menschen angeboren, und auch beim Heiden bewährt sich das Sprichwort: Not lehrt beten. Bei einem heftigen Gewitter z. B. — und Gewitter fürchtet der Kaffer aus guten Gründen sehr, denn fast jedes Jahr werden in Südafrika so und so viele vom Blitz erschlagen — kniet auch der roheste Heide in seiner Hütte nieder und fängt in seiner Art zu beten an. Hat er Gelegenheit, so sucht er benachbarte Christen auf, ermahnt sie zum Gebet und fühlt sich in ihrer Nähe sicher.

Man sollte glauben, solche Räten und Bedrängnisse würden sie auch zur Annahme des katholischen Glaubens bewegen, doch das ist leider nur selten der Fall. Ist die Gefahr vorüber, so sprechen sie mit Barao: „Wer ist der Herr, dem ich dienen sollte?“ Familienväter verlassen sich häufig auf das Gebet ihrer Kinder. So lernte ich z. B. in Südafrika einen Zumben (Bürgermeister) kennen; er kam fast jeden Sonntag zum Unterricht in die Kirche, betete auch beim Gottesdienste mit, aber von der Taufe und der förmlichen Annahme des Christentums wollte er nichts wissen. Als ich ihn einmal darüber zur Rede stellte, fragte er ganz verwundert: „Was willst Du denn von mir? Gehe nicht meine Kinder bei euch in die Schule und beten dort für mich? Ist das nicht genug?“ Jeder Versuch, ihn eines Besseren zu belehren, war umsonst.

Die natürliche Gutmütigkeit der Kaffern und ihre Scheu, einem Angehörigen bewußter Weise wehe zu tun, bezeugt uns folgender Fall: Kommt da eines Tages eine junge Kaffernfrau zu mir und klagt: „Waba, was soll ich tun? Mein Bruder hat gestern im Rauch die Mutter geschlagen; wir fürchten uns vor diesem jähzornigen Burtschen, der in seiner Wut zu allem fähig ist. Mein Mann arbeitet auswärts, und wir zwei Frauen sind ihm gegenüber wehrlos.“

Da ich meine Leute kannte, sagte ich mehr im Scherz, teilweise auch, um sie auf die Probe zu stellen, sie sollten den frechen Jungen einmal beim weltlichen Gericht anzeigen: das Gefängnis und die harte Sträflingsarbeit würden ihn schon mürbe machen. — Doch davon wollte die gute Frau absolut nichts wissen. Dem eigenen Bruder beim Gericht anzeigen! Nein, nie und nimmermehr! Lieber wollte sie und die alte Mutter zu Hause alles Unrecht erdulden, als dem eigenen lieben Kind und treuen Bruder so ein Leid antun.

Eine gute Portion Geduld ist im Verkehr mit den Schwarzen auch vonnöten. Kommt da eines Morgens — ich war gerade sehr mit Arbeiten überhäuft — ein alter, heidnischer Kaffer daher, schaut mich zunächst mit großen, verwunderten Augen geraume Zeit an und sagt dann endlich: „Uh!“

Ich frage ihn, was er wolle? — Antwort: „Uh!“ „Weshalb kommst du so frühe zu mir?“ — „Uh!“ „Nun, sit' einmal her!“ — „Uh!“ „Nimm eine Priße; dies macht einen heißen Kopf!“ — „Uh!“